
Harald A. Euler

Geschlechtsspezifische Unterschiede und die nicht erzählte Geschichte in der Gewaltforschung

Vortrag auf der Interdisziplinären Fachtagung „Gewalt an Schulen“, Universität Bielefeld - SFB 227, 19. September 1996

veröffentlicht als: Euler, H. A. (1997). Geschlechtsspezifische Unterschiede und die nicht erzählte Geschichte in der Gewaltforschung. In H. G. Holtappels, W. Heitmeyer, W. Melzer und K.-J. Tillman (Hrsg.), *Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention* (S. 191-206). Weinheim: Juventa. (2. Aufl. 1999)

In diesem Beitrag wird auf Auslassungen in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung verwiesen, die weder den Erkenntnisfortschritt fördern noch dem realitätsnahen Umgang mit dem Gewaltproblem an den Schulen dienen. Insbesondere wird betont, daß neue Erkenntnisse der Verhaltensgenetik dringend nahelegen, unsere Standardmodelle der familiären Sozialisation von Aggression grundlegend zu revidieren, weil viele Ergebnisse der empirischen Sozialisationsforschung, die auf korrelativen Zusammenhängen aufbauen, nach diesen neuen Erkenntnissen nicht interpretierbar sind.

Wenn wir ein Phänomen verstehen wollen, ist es sinnvoll, seine gesamte Entstehungsgeschichte zu kennen. Beim Verhalten und Erleben des Menschen im allgemeinen sowie bei der interpersonalen Aggression im besonderen gehören vier Geschichten zur Gesamtentwicklung des Phänomens. Der lebensgeschichtlichen Entwicklung der Beteiligten (Täter, Opfer, Dritte) wird zu Recht breites Gehör geschenkt. Dies ist beispielsweise die Domäne der Entwicklungspsychologie. Auch die Kulturgeschichte, also die „historische“ Dimension, findet ihre angemessene Bühne. Die Ereignisgeschichte, also der Vorfall, interessiert die konkret Beteiligten, in schweren Fällen als Tathergang auch das Gericht. Die vierte aber, die Naturgeschichte, bleibt in der mitteleuropäischen Gewaltforschung, von Ausnahmen abgesehen, unberücksichtigt, obwohl sie die erste und grundlegende ist. Aus der Naturgeschichte des Menschen werden tiefliegende

Strukturen vorgegeben, die sich in Interaktion mit den jeweiligen ökologischen (oder gesellschaftlichen) Bedingungen in der lebensgeschichtlichen Entwicklung des Individuums ausbilden. Diese Geschichte ist für ein umfassendes Verständnis menschlicher Gewalt unerlässlich. Insbesondere unser mammalisches und hominides Erbe hat die Hand im Spiel, wenn es um Emotionen wie Ärger, um Tagträume, geheime Wünsche (z. B. nach Vergeltung) sowie um unüberlegte und unvernünftige Taten geht. Dieses Erbe stellt eine „Ur-sache“ dar, eine entwicklungsgeschichtliche Zweckursache, die mit den unmittelbaren Wirkursachen aus den Bereichen der Physiologie, Psychologie und Soziologie von der Sache her nicht konkurriert. Die Konkurrenz wird vielmehr von den Territorialansprüchen der Disziplinen genährt. Die vier Geschichten stellen vier getrennte, aber gleichwohl zusammenhängende und gleichermaßen zu berücksichtigende Erklärungsebenen dar.

Nun ist festzustellen, daß selbst Autor(inn)en mit Anspruch auf umfassende Darstellung naturgeschichtliche Ansätze meiden, ignorieren oder grob unangemessen verkürzt abhandeln. Zumeist begnügt sich die Darstellung mit einem Hinweis auf den obsoleten triebdynamischen Ansatz von Lorenz (1963). Der warnende Zeigefinger vor der sinistren Theorie steckt oft zwischen den Zeilen. Bischof-Köhler (1993) beschreibt den Sachverhalt so: „Wenn Sozialwissenschaftler sich überhaupt zu biologischen Tatbeständen äußern, dann geschieht dies leider oft in Form von abwertenden Pauschalurteilen, unzulässigen Vereinfachungen und Fehlinformationen. Der Biologie wird dabei eine so naive Sichtweise unterstellt, daß der Entschluß, sich mit ihr nicht eingehender zu befassen, keiner weiteren Rechtfertigung bedarf. Vordergründig dokumentiert diese Haltung Desinteresse, letztlich dürfte sie aber Ausdruck von Berührungsängsten sein“ (S. 253).

Die üblichen Warnungen vor den Gefahren sozialdarwinistischer Entgleisungen sind problemfern. Der Begriff „Sozialdarwinismus“ tut Darwin Unrecht, denn es waren sozial-spenceristische Entgleisungen. Doch ein Dogma unbegrenzter menschlicher Plastizität kann ebenfalls entgleisen, wie im Stalinismus oder in der maoistischen Kulturrevolution geschehen. Angesichts der anthropogenen Zerstörung unserer Lebensgrundlagen ist schwerlich einzusehen, daß ein Verständnis der Natur und eine Erklärung ihrer Zusammenhänge gefährlich sein soll. Verständnis soll hier nicht Duldung oder gar Billigung meinen. Weil etwas so ist, muß es ja nicht so sein oder bleiben. Der Mensch ist aber Teil der Natur, und somit ist das Bemühen um ein naturgeschichtliches Verständnis eine notwendige Ergänzung zu den rein kulturhistorischen, entwicklungspsychologischen und soziologischen Betrachtungsweisen.

Geschlechtsspezifische Unterschiede in interpersonaler Aggression

Die Fülle der einzelnen empirischen Untersuchungen zu Geschlechterunterschieden bei Aggression ist kaum zu überschauen. Der folgende Abschnitt bezieht sich daher vor allem auf meta-analytische Untersuchungen (Maccoby & Jacklin 1980; Hyde 1984, 1986; Eagly & Steffen 1986; Baron & Richardson 1994; Knight, Fabes & Higgins 1996). Die Ergebnisse sind weitestgehend unstrittig.

(1) Männliche Personen sind aggressiver als weibliche. Die durchschnittliche Effektgröße aus 143 Untersuchungen ist mit $d = .50$ nicht unerheblich (Hyde 1986). Der Geschlechterunterschied variiert nach verschiedenen Bedingungen:

(2) Bei direkter und körperlicher Aggression ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern am deutlichsten. Insbesondere Aggressionen, die körperliche Schmerzen oder Schäden bewirken, werden extrem überproportional von Jungen und Männern ausgeübt. Bei indirekter und verbaler Aggression, also solcher, die psychische oder soziale Schäden bewirken kann, ist der Unterschied geringer (Eagly & Steffen 1986). Am krassesten ist der Geschlechterunterschied bei der extremsten Form interpersonaler Aggression, bei Totschlag und Mord. In allen untersuchten Ethnien liegen die Fallzahlen für die Tötung von Männern durch Männer um durchschnittlich mehr als das 50fache über der Tötung von Frauen durch Frauen, und das ohne Einbezug kriegsbedingter Tötungen (Daly & Wilson 1988).

(3) Die Anwesenheit von gleichaltrigen gleichgeschlechtlichen Personen begünstigt männliche Aggression (Maccoby & Jacklin 1980). Geringe Geschlechterunterschiede werden berichtet, wenn sich die Teilnehmer unbeobachtet wähen (Eagly & Steffen 1986).

(4) In natürlichen Umgebungen ist der Geschlechterunterschied größer als in experimentellen Situationen (Hyde 1986).

(5) Größere Unterschiede treten bei projektiven Verfahren, direkter Beobachtung und Peerbefragung auf, kleinere bei Selbstberichten (Hyde 1986).

(6) Die Geschlechterunterschiede beginnen sich im Alter von 2 bis 3 Jahren zu zeigen und sind am ausgeprägtesten bei den 4- bis 5-Jährigen, was reine Häufigkeiten anbelangt (Maccoby & Jacklin 1980). Mit der Pubertät tritt eine schulrelevante und in diesem Alter deutlich geschlechtsspezifische Aggressionsform in den Vordergrund, die Rivalenaggression. Mit zunehmendem Alter vermindert sich die Geschlechterdifferenz wieder und ist im Seniorenalter kaum noch feststellbar (Rushton, Fulker, Neale, Nias & Eysenck 1986).

(7) Der Geschlechterunterschied gründet sich mehr auf Prävalenz (relative Anzahl von Personen) als auf Inzidenz (Aggressionsakte pro Person): Am unteren

Ende der Gesamtverteilung von Aggression sind Jungen anscheinend ebenso vertreten wie Mädchen, am oberen Ende aber sind Jungen extrem überrepräsentiert.

(8) Jungen und Männer sind öfter Aggressionsoffer als Mädchen und Frauen (Frodi, Macaulay & Thome 1977), mit Ausnahme von Mißhandlung innerhalb der heterosexuellen Partnerschaft und sexuell motivierter Aggression.

(9) Der Geschlechterunterschied ist in seiner Größenordnung seit 1964, dem Beginn meta-analytisch verwertbarer Untersuchungen, bemerkenswert stabil geblieben (Knight, Fabes & Higgins 1996).

(10) Männliche Aggression ist lebenszeitlich stabiler als weibliche (Huesmann, Eron, Lefkowitz & Walder, 1984; Zunkley 1992).

Dies sind Unterschiede auf der Verhaltensebene. Auf der verborgenen Ebene (z. B. Einstellungen zu und Ängste vor Gewalt, Skripte, Tagträume und Phantasien) finden wir durchweg ähnliche Unterschiede (Miller 1991). In ihrer sozialen Repräsentation sehen Frauen Aggression eher als expressives Mittel, Männer eher unter instrumentellen Gesichtspunkten (Baron & Richardson 1994). Mädchen und Frauen sind nicht nur weniger aggressiv als Jungen und Männer, sondern auch anders aggressiv, wobei diese letzte karge Aussage der vielgestaltigen Phänomenologie der Geschlechterunterschiede nicht gerecht wird.

Die aufgezeigten Unterschiede sind nicht nur deutlich und dramatisch, sondern auch so generell und robust, daß sie nicht durch andere Bedingungen wegerklärt werden können. Geschlecht ist lebenszeitlich differenziert eine primäre Bedingung, keine sekundäre. Deswegen ist darauf zu achten, daß unerkannte Geschlechterunterschiede nicht Bedingungsanalysen konfundieren. Soweit die Datelage reicht, trifft der beschriebene Geschlechterunterschied für alle Ethnien und Subkulturen und für alle kulturgeschichtlichen Epochen zu (Maccoby & Jacklin 1980; Daly & Wilson 1988). Aus der Paläoanthropologie ist bekannt, daß der Unterschied in der Hominidenentwicklung ebenfalls schon vorlag und keineswegs mit dem sog. Patriarchat entstand (Smuts 1995). Selbst für alle Säugetiere scheint der Unterschied zu gelten (Daly & Wilson 1983).

Wenn der Geschlechterunterschied der Aggression so deutlich und so durchgängig ist, scheint es zwingend geboten, Daten zu Gewalt immer geschlechtsdifferenziert zu betrachten. Beispielsweise tun dies Niebel, Hanewinkel und Ferstl (1993) in ihrer im übrigen gründlichen und gut dargestellten Untersuchung nicht. Bei einem großen Geschlechterunterschied kann schon eine geringfügige Variablenvermischung mit der Geschlechtsvariable die Daten unnötig verzerren. Wir haben beispielsweise in einer Untersuchung von Gewalt an beruflichen Schulen Kassels festgestellt, daß im gewerblichen Zweig die Aggres-

sionshäufigkeiten ungleich höher liegen als im kaufmännischen. Die „Kaufmänner“ sind eben überwiegend weiblich.

Wie sind die Geschlechterunterschiede zu erklären?

Man könnte erwarten, daß die theoretischen Ansätze zur Erklärung der Geschlechterunterschiede sich folgendermaßen gliederten: Ansätze, die biologische Gründe betrachten; Ansätze, die gesellschaftliche Gründe betrachten; eine Palette von Abstufungen dazwischen; schließlich Ansätze, die weder das eine noch das andere tun. Tatsächlich ist die wissenschaftliche Landschaft jedoch wie folgt gespalten: (1) Menschliche Aggression entsteht allein aufgrund von gesellschaftlichen Bedingungen; (2) Menschliche Aggression entsteht in einem Zusammenwirken von biologischen und gesellschaftlichen Bedingungen. Ich kenne keine halbwegs zeitgenössischen Ansätze, die ausschließlich biologische Bedingungen anführen, ohne das Zusammenspiel mit ökologischen oder gesellschaftlichen zumindest zu berücksichtigen. Es gibt aber eine Vielzahl von Ansätzen, die biologische Bedingungen völlig außer acht lassen. Die interessante Frage ist dabei nicht die nach den relativen Anteilen von Natur und Kultur, sondern die auch derzeit noch unbefriedigt beantwortete Frage, wie das Zusammenwirken zwischen beiden theoretisch strukturiert und empirisch überprüft werden kann (Anastasi 1958).

Durch eine Fülle von empirischen Erkenntnissen werden schwerwiegende Mängel streng environmentalistischer Ansätze sichtbar, zumindest bei der Erklärung von bestimmten geschlechtstypischen Verhaltensweisen von Kindern. Dazu gehören Wettbewerbs- und Aggressionsbereitschaft und -verhalten, weiterhin räumliche Orientierung und motorische Raumnutzung, Spielverhalten (Pflegespiele mit Puppen vs. Spiele mit Mobilitätsobjekten), Hilfe ersuchen, Spielpartnerpräferenzen, subjektive Geschlechtsidentität und einige mehr, aber nicht alle.

Die Hypothese der geschlechtstypischen familiären Sozialisation fordert, daß (1) Eltern geschlechtsdifferentielle Erwartungen hegen, (2) erwartungskonforme Verhaltenskonsequenzen (Bekräftigungen, Sanktionen) tatsächlich erfolgen, und (3) die Verhaltenskonsequenzen auch entsprechende Wirkungen zeigen (Trautner 1991). Schon bei den Belegen für geschlechtsdifferentielle elterliche Erwartungen ist die Entsprechung zwischen Erwartungen und tatsächlichen Geschlechterunterschieden unvollständig. Bei manchen Verhaltensbereichen erwarten Eltern geschlechtstypisches Verhalten (beispielsweise Spielverhalten, Disziplinprobleme bei Jungen), bei anderen tun sie es nicht (räumliche Orientierung, häufigeres Hilfersuchen von Mädchen), und dennoch zeigen bei letzteren Jungen und Mädchen deutliche Unterschiede. Auch differentielle Erwartungen der Eltern und differentielle Verstärkungen, sofern sie überhaupt beobachtbar

sind, entsprechen sich nur unvollständig (Fagot 1978). Daß Mädchen öfter als Jungen um Hilfe bitten, gehört nicht zum Geschlechtsstereotyp von Eltern. Gleichwohl reagieren sie häufiger positiv auf hilfeersuchendes Verhalten ihrer Töchter als auf das ihrer Söhne. Eltern, aber auch weibliche und männliche Erzieher und Lehrer (Fagot 1985) reagieren wohl eher auf das Verhalten als auf das Geschlecht und lassen sich eher vom Verhalten des Kindes als von ihren eigenen Geschlechtsstereotypen leiten. Dies wird in einer Meta-Analyse von 172 Untersuchungen zu tatsächlich beobachteten geschlechtsdifferentiellen Bekräftigungen von Eltern bestätigt (Lytton & Romney 1991). Die Effektgrößen für die meisten Verhaltensbereiche sind nicht signifikant. Von Ausnahmen abgesehen behandeln Eltern ihre Kinder nicht generell geschlechtsunterschiedlich, sondern individuell unterschiedlich. Sie reagieren auf bestimmte geschlechtstypische Verhaltensweisen entsprechend, aber können sie weder etablieren noch umkehren. Dies wissen all die vielen Eltern, die wohlmeinend mit geschlechtsneutralen oder kreuzgeschlechtlichen Erziehungsmühen scheitern (Serbin, Powlisha & Gulko 1993). Wir wissen es auch aus den Konsequenzen einer wohlgemeinten und engagierten repressionsfreien und geschlechts-egalitären Erziehung in den antiautoritären Kinderläden. In einem umfassenden Vergleich von Nickel und Schmidt-Denter (1980) zeigten sich die Kinderladenkinder signifikant aggressiver als die Kinder aus traditionellen Kindergärten. Bemerkenswerterweise ging dieser Unterschied aber ausschließlich auf das Konto der Jungen in den Kinderläden, welche die Mädchen viel ungehemmter dominierten, während die Mädchen ängstlicher und abhängiger waren als ihre traditionell erzogenen Altersgenossinnen. Die traditionelle Erziehung im Kindergarten scheint einer männlichen Durchsetzungsstrategie eher entgegenzuwirken als sie zu fördern (Bischof-Köhler 1993).

Die Geschlechterunterschiede beginnen sich schon in einem Alter zu zeigen, in dem die eigene Geschlechtsidentität und die kognitive Geschlechterdifferenzierung noch nicht etabliert ist. Die kleinen Jungen im zweiten Lebensjahr wissen noch nicht, daß sie ein Junge sind, geschweige denn, was sich für Jungen oder Mädchen gehört (Marcus & Overton 1978; Weinraub et al. 1984; O'Brien & Huston 1985). Dennoch sind sie schon in diesem Alter expansiver, explorativer und weniger ängstlich als Mädchen, die sich mehr zurückhalten und mehr Kontaktbereitschaft äußern. Bei beiden Geschlechtern beginnt sich jetzt die Neigung zu entwickeln, sich gleichgeschlechtlichen Kindern anzuschließen und gegengeschlechtliche zu meiden (Maccoby 1990). In Gegenwart gleichaltriger zeigen Jungen transkulturell ihre Vorliebe für Raufspiele. Diese Raufspiele dienen dazu, Kräfte zu messen, Rangstrukturen festzulegen und den Ernstfall einzuüben. Gelegentlich, insbesondere bei älteren Buben, entgleist die spielerische in feindselige Aggression. Die Geschlechtsrollenzuweisungen der Erwachsenen zeichnen offenbar das nach, was bei der Mehrzahl der Jungen und Mädchen

Anklang findet und den geringsten erzieherischen Aufwand erfordert (Bischof-Köhler 1993).

Passend in diesen Sachverhalt fügt sich, daß just diejenigen geschlechtstypischen Verhaltensweisen der Kinder, die universal, plötzlich und ohne entsprechenden elterlichen Anstoß entstehen und sich zudem elterlichen Maßnahmen der Gegensteuerung widersetzen, diejenigen sind, die nachweislich durch eine organisierende Wirkung pränataler Hormone entscheidend mitbedingt sind (Money & Ehrhardt 1972; Collaer & Hines 1995).

Jungen erfahren in der Kindheit nicht mehr elterliche Verstärkungen für aggressives Verhalten als Mädchen (Maccoby & Jacklin 1980). Das Gegenteil trifft zu (Anderson, Lytton & Romney 1986): Jungen werden häufiger für aggressives Verhalten getadelt, häufiger dafür bestraft, auch körperlich, erhalten deutlichere Erziehungssignale, werden diesbezüglich nach strengeren Regeln erzogen als Mädchen, und dies über lange Kindheitsjahre hinweg. Im Kindergarten erhalten die kleinen Buben für ihr männliches Verhalten nur von den anderen Jungen Anerkennung, aber nicht von den Erzieherinnen, nicht von den Erziehern und auch nicht von den Mädchen (Fagot 1985). Jungen loten ihre Grenzen schärfer aus, versuchen sich durchzusetzen und reagieren erst auf höhere elterliche Repressionsstufen. Eleanor Maccoby sagt es in (groß)mütterlicher Weisheit: „Jungen brauchen es etwas deutlicher“. Wenn kindliche Aggressionsäußerungen von elterlichen Konsequenzen herrühren sollten, müßten Aggressionen bei Jungen längst ausgerottet sein.

Verhaltensgenetik der Aggression

Der Begriff „Verhaltensgenetik“ ist insofern irreführend, als es dabei um die Analyse von sowohl genetischen als auch Umweltbedingungen geht. Theoretische Fortschritte der Verhaltensgenetik haben gerade zur Klärung wirkungsrelevanter Umweltbedingungen einen ausgesprochen bedeutsamen Beitrag geleistet und sind daher für Sozialisationstheorien alles andere als nebensächlich.

Wenn menschliche Aggression auch evolutionär begründet ist, muß sie zumindest partiell erblich sein. Dabei geht es nicht um die Suche nach dem „Aggressionsgen“. Psychische Eigenschaften, soweit erblich, sind jeweils auf eine Vielzahl von Genen und deren Wirkungsinteraktion zurückzuführen (Birbaumer & Schmidt 1996). Deswegen ist die Frage nach Erblichkeit von Aggression durchaus sinnvoll, eine Spekulation über Aggressionsgene aber gleichwohl müßig.

Wenn wir Erblichkeitsstudien über Verbrechen, antisoziales Verhalten und nicht-feindseliges violentes Verhalten psychiatrischer Patienten außer acht lassen, finden wir insgesamt 17 eigenständige Studien über Heritabilität von Aggression (Bruun, Markkanen & Partanen 1966; Scarr 1966; Vandenberg 1967;

Vandenberg, Stafford & Brown 1968; Owens & Sines 1970; Canter 1973; Loehlin & Nichols 1976; O'Connor, Foch, Sherry & Plomin 1980; Plomin, Foch & Rowe 1981; Rushton et al. 1986; Ghodsian-Carpey & Baker 1987; Tellegen et al. 1988; Edelbrock, Rende, Plomin & Thompson 1992; Cates, Houston, Vavak, Crawford & Uttley 1993; Coccaro, Bergeman, & McClearn 1993; van den Oord, Boomsma & Verhulst 1994; Edelbrock, Rende, Plomin & Thompson 1995). Pfadanalytische Untersuchungen (z. B. Olweus 1980) bleiben wegen methodischer Bedenken unberücksichtigt. Zusammenfassend (s. a. Mason & Frick 1994; Miles & Carey 1997) lassen sich die Ergebnisse wie folgt beschreiben:

- (1) Sechs der 17 Untersuchungen finden keinen oder einen nichtsignifikanten Heritabilitätsanteil, 11 einen signifikanten. Mit Ausnahme von Plomin et al. (1981) handelt es sich bei den sechs Untersuchungen, die Erblichkeit nicht nachweisen können, um frühe Untersuchungen (Bruun et al. 1966; Vandenberg 1967; Vandenberg et al. 1968; Owens & Sines 1970; Canter 1973) mit z. T. erheblichen methodischen Mängeln (Mason & Frick 1994). Die Untersuchung von Plomin et al. (1981) fällt nach Bewertung der Autoren selbst aus der Reihe (Plomin, Nitz & Rowe 1990). Das Ausmaß der festgestellten Erblichkeit hängt, soweit erkennbar, von folgenden Bedingungen ab:
- (2) Unterschiedliche Aggressionsarten und Meßverfahren zeigen unterschiedliche Erblichkeiten. Die Schätzungen (h^2) variieren von .00 bis .84. Schwerwiegende Aggressionen scheinen höhere Heritabilitäten zu zeigen als leichtere Formen. Individuelle Unterschiede bei leichten Aggressionen (z. B. verbale Aggression, aggressive Einstellungen) sind in der Regel auf Umweltvarianzen und nicht auf genetische zurückzuführen (Mason & Frick 1994). Neigung zu Jähzorn scheint teilweise erblich zu sein (Coccaro et al. 1993). Wie bei verschiedenen anderen Wesensmerkmalen erwachsener Individuen (Plomin Owen, & McGuffin 1994) ist auch bei adulter Aggressionsneigung knapp die Hälfte der interindividuellen Varianz auf genetische Varianz zurückzuführen. Da für die Meßfehlervarianz zusätzlich etwa 20 % anzusetzen sind, bleibt für die Umweltvarianz eher ein geringerer Anteil als für genetische Varianz. Einzelnen psychologischen Faktoren, wie beispielsweise Stigmatisierung, können nicht annähernd ähnliche massive Varianzanteile zugeschrieben werden (vgl. Wilson & Herrnstein 1985).
- (3) Auf der Ebene spezifischer Verhaltensäußerungen ist eine Heritabilität in der Regel nicht nachweisbar, wohl aber auf der Ebene globaler Eigenschaften (Cates et al. 1993). Ob eine Person sich in einer konkreten Situation aggressiv verhält oder nicht und mit welchen Mitteln sie sich feindselig äußert, ist vor allem durch situative Bedingungen bestimmt. Ob eine Person sich habituell aggressiv verhält, wird von genetischen Bedingungen erheblich

mitbeeinflusst. Das Schlagen einer Stehaufpuppe im experimentellen Kontext zeigt keine Erblichkeit (Plomin et al. 1981), wobei aber zu bezweifeln ist, ob es sich dabei überhaupt um echte, „heiße“, also emotionsbegleitete Aggression handelt. Wir hatten bei einer Nachstellung dieses klassischen Experimentes den Eindruck, daß hierbei viele Kinder vermeintliche Verhaltenserwartungen der Versuchsleiter befolgen.

- (4) Größere Heritabilitäten sind eher bei Erwachsenen als bei Kindern feststellbar (Mason & Frick 1994; Miles & Carey 1997). Dieser Befund ist nicht auf Aggression beschränkt, sondern gilt allgemein sowohl für kognitive als auch sozial-emotionale Merkmale (Plomin & McClearn 1993). Kinder stehen viel stärker unter Anpassungsdruck ihrer sozialen Umgebung als Erwachsene. Diese haben mehr Möglichkeiten, ihren inneren Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen zu folgen. Je eher Personen ihre eigene Biographie bestimmen können ('Individualisierung'), beispielsweise soziale Umwelten aufsuchen anstatt in diese Umwelten hineingestellt zu werden, umso stärker kommen genetische Vorbedingungen zum Tragen und erklären einen größeren Teil interindividueller Varianz. Der relative Varianzanteil, der auf unterschiedliche Umgebungsbedingungen zurückzuführen ist, wird dadurch geringer. Je mehr andererseits Personen ihren Platz in der Gesellschaft zugewiesen bekommen, desto geringer ist der Anteil der interindividuellen Gesamtunterschiedlichkeit, der auf genetische Unterschiedlichkeit zurückgeführt werden kann.

Gene wirken nicht nur bis zur Geburt, sondern sind lebenszeitlich aktiv. Der Ausspruch „Aggressive Jugendliche werden nicht als solche geboren, sondern im Laufe ihrer Sozialisation zu solchen gemacht“ (z. B. Hurrelmann, 1995) greift zu kurz. Selbstverständlich ist Aggression nicht angeboren; Babies sind ja nicht aggressiv. Personen werden aber nicht aggressiv gemacht, sondern ihre Aggression entwickelt sich in einem Wechselspiel zwischen „phylogenetischer Sozialisation“ (Stayton, Hogan & Ainsworth, 1971) und Selbstsozialisation in gleichgeschlechtlichen außerfamiliären Gruppen.

- (5) Die Heritabilitätsmaße sind für Mädchen eher geringer als für Jungen. Dieser Befund ist evolutionstheoretisch plausibel zu begründen.
- (6) Nun der sozialisationstheoretisch wohl bedeutendste Befund: Was Umgebungseinflüsse anbelangt, sind individuelle Unterschiede in der adulten Aggressionsneigung (Ghodsian-Carpey & Baker 1987; Coccaro et al. 1993; Edelbrock et al. 1995) wie auch in anderen sozial-emotionalen Persönlichkeitsmerkmalen (Asendorpf 1988, 1996; Borkenau 1993) kaum auf familien-spezifische, sondern auf personen-spezifische Erfahrungsunterschiede zurückzuführen. Familien-spezifische Einflüsse sind dabei solche, die für alle Geschwister gleichermaßen gelten, wie Erziehungsstile, Schichtzugehörigkeit.

rigkeit, Wohnumfeld, Ab- oder Anwesenheit der Eltern, sexuelle Orientierung der Eltern (Patterson 1992).

Der Mythos der familiären Sozialisation

Der Befund, daß die geschwister-gemeinsame Familienumgebung die spätere adulte Persönlichkeit eines Kindes kaum oder gar nicht gestaltet, ist so revolutionär, daß wir ihn sorgfältig überprüfen und gegebenenfalls die gebotenen Schlußfolgerungen ziehen sollten. Dies wird wohl heißen, daß wir von liebgewonnenen Vorstellungen Abschied nehmen müssen. Martin Seligman, ein ausgewiesener Forscher und erb-ideologisch wahrlich nicht vorbelastet, beschreibt den Sachverhalt so: „Adoptionsuntersuchungen bestärken auf deutliche Weise die Befunde aus Zwillingsuntersuchungen: Der größte Teil der menschlichen Persönlichkeit hat eine starke erbliche Komponente. Der andere Hauptbefund von Adoptionsstudien ist der, daß zwei Kinder, die in derselben Familie großgezogen wurden, fast so unterschiedlich voneinander sind wie zwei zufällig zusammengestellte Kids - bei fast jedem Persönlichkeitsmerkmal und bei Intelligenz - wenn der Einfluß der Gene herausgerechnet wurde. Da ist keine Ähnlichkeit zwischen zwei Adoptivkindern innerhalb einer Familie. Jeder, der zwei Adoptivkinder erzogen hat, weiß dies, aber andere, die sich nur durch Ideologie leiten lassen, überschätzen erheblich die Bedeutung der Familienumgebung“ (1993, S. 44, Übers. v. Verf.). Die Diskussion geht derzeit um die Frage, ob Eltern wenigstens noch einen geringen oder wirklich gar keinen langfristigen Einfluß auf die Persönlichkeit des Kindes haben. Harris (1995) kommt nach Überprüfung der Datenlage zur Schlußfolgerung: „kein Einfluß“. Eleanor Maccoby hat die Vermutung schon lange gehegt, daß der Sozialisationsprozeß der Kinder außerhalb statt innerhalb der Familie stattfindet (z. B. Maccoby & Martin 1983).

Mit diesem Befund wird ein erheblicher Teil mühevoller empirischer Sozialisationsforschung, der auf Korrelationsstudien gründet, schlichtweg uninterpretierbar. Selbst prospektive Längsschnittuntersuchungen zeigen diese Mängel, von retrospektiven Untersuchungen ganz zu schweigen. Die Gewaltliteratur ist voll von Daten, die angeblich zeigen, daß repressive Erziehungspraktiken Aggressionsneigung fördern. Kinder, die von ihren Eltern habituell physisch bestraft werden, zeigen später mehr Aggression als sanfter erzogene Kinder. Jähzornige, prügelnde Väter erziehen jähzornige, prügelnde Söhne. Der Zusammenhang zwischen Gewalterfahrung in der Herkunftsfamilie und adulter Aggressionsbereitschaft ist in der Tat unbestreitbar. Aber diese Väter sind auch zumeist die leiblichen Väter dieser Söhne und haben dann mit ihren Söhnen etwa 50 % der individualdifferenzierenden Gene gemeinsam. Der Zusammenhang zwischen kindlicher Disziplinierungserfahrung in der Familie und späterer Aggressionsneigung kann also durch genetische Faktoren bedingt oder vermittelt sein statt

durch Prozesse wie instrumentelles Lernen, Nachahmung, Identifikation und soziale Kognition. Das Ausmaß des genetischen Einflusses ist eine empirische Frage. Eine Forschungsstrategie nach dem Motto, daß nicht sein kann, was nicht sein darf, ist völlig unangemessen.

Der Sachverhalt ist gar noch vertrackter. Plomin, McClearn, Pedersen, Nesselroade und Bergemann (1988) fanden in einem leistungsstarken Design mit getrennt aufgewachsenen ein- und zweieiigen Zwillingen und einer parallelisierten Stichprobe zusammen aufgewachsener Zwillinge einen substantiellen genetischen Einfluß auf die retrospektive Wahrnehmung der eigenen kindlichen Familienumgebung. Es ist daher keineswegs abwegig anzunehmen, daß der Zusammenhang zwischen dem elterlichen Selbstbericht ihrer Disziplinierungsmaßnahmen und der kindlichen Wahrnehmung der elterlichen Disziplinierungsmaßnahmen ebenfalls durch genetische Faktoren vermittelt sein kann (Plomin et al. 1990).

Mir ist keine Untersuchung bekannt, die überprüft hat, ob der Zusammenhang zwischen kindlicher familiärer Disziplinierungserfahrung und späterer Aggressionsneigung für nicht-leibliche Elter-Kind-Beziehungen in gleichem Maße gilt wie für leibliche. Wir haben alle in den Anfangssemestern gelernt, daß eine Korrelation nichts über Kausalität aussagt. Die Regel ist wohl: Weder wird A durch B noch B durch A verursacht, sondern beide haben davor und darunter liegende andere Ursachen. Dies verweist auf die vierte Geschichte.

Dabei müssen wir noch bedenken, daß genetische Bedingungen und Umweltbedingungen nicht nur additiv wirken können, sondern kovariieren und interagieren (Asendorpf 1988). Genetische und Umweltbedingungen stehen in einem Passungsverhältnis. Eine solche positive Genom-Umwelt-Kovariation kann drei Formen annehmen (Scarr & McCartney 1983), eine aktive, eine passive und eine reaktive (evokative). In der aktiven Genom-Umwelt-Kovariation wählt das Individuum (aktiv) aus den vielfältigen Angeboten seiner Umwelt vorzugsweise diejenigen aus, die seinen Neigungen eher entsprechen. Beispiel: Ein Junge mit größerer Aggressionsneigung wählt eher ein TV-Gewaltprogramm und schaltet später ab als ein Junge mit geringerer Aggressionsneigung. Passive Genom-Umwelt-Kovariation heißt, daß Eltern ihren Kindern eher ein Umweltangebot bereitstellen, das ihren eigenen elterlichen und damit auch eher den Neigungen ihrer (leiblichen) Kinder entspricht. Beispiel: Ein jähzorniger und streitlustiger Vater bietet seinem Sohn mehr Situationen an, die dessen Aggressionsneigung weiterentwickeln, als ein aggressionsmeidender Vater. Reaktive (evokative) Genom-Umwelt-Kovariation heißt, daß Kinder bei ihren Eltern oder bei anderen Erziehungspersonen die Bereitstellung bestimmter Angebote hervorrufen und die Erziehungspersonen entsprechend reagieren. Beispiel: Der aggressionsgeneigte Sohn will Kampfsport statt Kunstturnen machen, und der stolze Vater fördert ihn dabei. Allein schon die Nichtberücksichtigung der passiven positi-

ven Genotyp-Umwelt-Kovariation stellt einen schwerwiegenden Mangel der herkömmlichen Forschung der Eltern-Kind-Sozialisation dar.

Nicht nur für Sozialisationstheorien, sondern auch für die schulische Erziehungs- und Beratungspraxis ist der hier dargestellte Befund bedeutsam. Für den Umgang zwischen Erziehungsperson und Kind hat er wohl weniger Bedeutung, denn in einfühlsamer und kindorientierter Erziehung werden diese Zusammenhänge offensichtlich. Mehr Bedeutung hat er für implizite Persönlichkeitstheorien und deren Konsequenzen. Wie sieht es etwa mit den Ursachenzuschreibungen von Eltern aus, die einen sog. Bully in der Schule haben? Wie leicht werden aus hilfswillig nachgefragten oder vorsichtig angedeuteten, vielleicht sogar mitfühlenden Ursachenzuschreibungen seitens der Lehrerin oder der Schulpsychologin selbstgestellte Schuldzuweisungen der Mutter? Welche weiteren Auswirkungen auf das elterliche Selbstbild können diese Schuldzuweisungen haben, wenn man die zeitliche Stabilität der Aggression bedenkt (Olweus 1979; Zunkley 1994), der Sohn also über die Jahre hinweg der Klassenbully bleibt? Wird die Mutter weiterhin zum Elterngespräch in der Schule gehen, wo sie das letzte Mal mit Schuldgefühlen weggegangen ist und sich immer wieder fragt, was sie wohl falsch gemacht hat? Wie beeinflusst dies alles ihr Verhältnis zu ihrem Mann, ihrem Kind und ihr Verhältnis zur Schule? Wird hier vielleicht unbeabsichtigt Leid zu Leid gefügt? Wer biophobisch die „Umdeutungsfälle“ (Heitmeyer et al. 1995) einer Biologisierung zu meiden trachtet, tappt womöglich allzu leicht rückwärts in eine „Sozialisierungsfälle“. Auch deswegen ist eine angemessene Berücksichtigung biologischer Grundlagen erforderlich.

Die Evolutionstheorie der Aggression: Eine von vier Geschichten

Es ist Aufgabe des interdisziplinären Diskurses, die vernachlässigte Geschichte einzubeziehen. Ich möchte sie daher nur anreißen. Der Nutzen der Evolutionstheorie ist in erster Linie heuristischer, metatheoretischer und kolligativer Art. Die Evolutionstheorie erklärt nicht besser, sondern anders. Sie fragt nicht nach Bedingungen von Verhalten und Erleben (z. B. Motiven), sondern nach Bedingungen von Bedingungen, also nach dem „wozu überhaupt“.

In einer kurzen Darstellung kann nur die Geschlechterunterschiedlichkeit angemessen behandelt werden, nicht die diversen Aspekte des heterogenen Phänomens von Aggression und Gewalt. Hierzu sei auf die einschlägige Literatur verwiesen (z. B. Barash 1980, 1981; Dawkins 1994; Daly & Wilson 1983, 1988; Vogel 1989; Alexander 1987; Gelles & Lancaster 1987; Voland 1993), die vorerst noch fast ausschließlich angloamerikanischer Herkunft ist. Besonders empfehlenswert ist die vielzitierte Monographie von Daly und Wilson (1988) über Totschlag, die verschiedene neue theoretische Perspektiven eröff-

net. In ihr werden mit dem Schwerpunkt auf innerfamiliärer Gewalt umfassende vergleichende Daten präsentiert. Eine evolutionstheoretische Analyse von Gewalt im schulischen Kontext steht, von Ansätzen abgesehen (z. B. Bernhard 1988), leider noch aus.

Die Geschlechterunterschiedlichkeit bei Aggression ist am deutlichsten bei der Rivalenaggression, und dies ist auch bei geschlechtstypischer Aggression in Schulen der maßgebliche geschlechtsdifferenzierende Aspekt. Mädchen und Frauen haben ebenfalls ein erhebliches Aggressionspotential, das sie aber eher bei Frustrationen, Selbstwertverletzungen und der Verteidigung ihrer Kinder einsetzen. Hier soll nur der Ausschnitt der Rivalenaggression evolutionstheoretisch beleuchtet werden.

Zentraler Begriff einer evolutionstheoretischen Analyse ist die differentielle Reproduktivität: Unsere direkten Vorfahren waren diejenigen, die sich erfolgreicher als ihre Zeitgenossen fortpflanzten. Der relative Fortpflanzungserfolg eines Individuums ist umfassend und inklusiv zu sehen: 'Umfassend' heißt dabei, daß sich Reproduktion nicht auf Zeugung beschränkt, sondern vielfältige Lebensbemühungen einschließt; 'inklusiv' bezeichnet den Tatbestand, daß ein Individuum sich auch indirekt fortpflanzen kann, nämlich durch Verwandtenunterstützung, weil es in der Evolution nicht um das Überleben von Individuen, sondern von Genen geht (Euler & Weitzel 1996).

Welchen genreproduktiven Beitrag hat die interpersonale Aggression in der phylogenetischen Entwicklung geleistet? Für alle Säugetiere gilt, daß sich für die beiden Geschlechter unterschiedliche Strategien der Reproduktionsmaximierung anbieten: Weibchen sind im Vergleich zu Männchen stärker auf Aufzuchtbemühungen festgelegt, weil ihr notwendiges Anfangsinvestment höher und damit die Zahl ihrer Nachkommen begrenzt ist. Männchen bietet sich auch die Option an, durch Maximierung der Anzahl von Geschlechtspartnerinnen ihre Genreproduktion zu erhöhen. Männchen, die viele Geschlechtspartnerinnen erfolgreich bewerben können, bringen viele Gene in die nächste Generation, aber entsprechendes gilt nicht für Weibchen. Das Angebot an rezeptiven Weibchen ist also geringer als die Nachfrage, was, je nach Spezies unterschiedlich, zu einem intrasexuellen Wettbewerb führt, der zwischen Männchen größer ist als zwischen Weibchen. Im Speziesvergleich gilt bei Säugetieren nun folgendes: Je größer der körperliche Größenunterschied zwischen den Geschlechtern, desto ausgeprägter ist die Polygynie, desto heftiger ist der intrasexuelle Wettbewerb der Männchen und desto größer die geschlechtsdifferentielle Reproduktionsvarianz. Reproduktionsvarianz bezeichnet dabei die relative Beteiligung an Reproduktion. Bei den kalifornischen Seelöwen ist der Sachverhalt extrem; fast alle Weibchen pflanzen sich fort, aber nur wenige Männchen, diese aber extrem überproportional. Die Mehrzahl der Seelöwenmännchen stirbt durch Rivalenkämpfe und gelangt somit überhaupt nicht zur Reproduktion. *Homo sapiens*

ordnet sich im Speziesvergleich moderat ein: Der Größenunterschied der Geschlechter ist mäßig, aber deutlich, und entsprechend moderat ist die (faktische) Polygynie und sind die Rivalenkämpfe der jungen Männer, nur im Extremfall auf Leben und Tod wie bei den Seelöwen. Entsprechend moderat, aber deutlich, sind die Geschlechterunterschiede in den psychischen Strukturen.

Männliche Säugetiere müssen also um Weibchen konkurrieren. Weil der reproduktive Gewinn durch Polygynie hoch sein kann, ist auch der Einsatz hoch. Männchen müssen sich also bereitwillig auf den Konkurrenzkampf einlassen, dabei Gefährdungen in Kauf nehmen und möglichst jede Chance ergreifen. Die Bereitschaft, sich durch Mißerfolge nicht entmutigen zu lassen und es hartnäckig immer wieder zu versuchen, zahlt sich langfristig aus. Da die Kosten von Kampfverletzungen hoch sind, haben sich jeweils speziestypische Ritualisierungen entwickelt. Die ritualisierten Kampfhandlungen dienen der Ausbildung von Rangstrukturen, die konfliktreduzierend wirken, weil dem Sieger Vorrechte eingeräumt werden und der Unterlegene sich einordnet. Diese Einordnung ist eine Basis für männliche Kooperation bei anderer Gelegenheit. Schwächezeichen ranghöherer Männchen werden von rangniederen zur Platzverbesserung ausgenutzt.

Jungen und männliche Jugendliche lassen sich immer wieder auf kräftemessende Auseinandersetzungen ein. Jungen und Männer neigen allgemein viel mehr als Mädchen und Frauen dazu, ihre Erfolge intern und ihre Mißerfolge extern zu attribuieren (Nicholls 1975). Mißerfolge im Leistungskontext wirken bei ihnen weniger demotivierend als bei Mädchen. Ernsthafte Verletzungen passieren nur selten angesichts der Vielzahl von Rempelen und Raufereien. Prahlerei mit der eigenen Stärke und Kompetenz, Imponiergehabe, Drohungen und Einschüchterungen sind immer wieder versteckt auf der Tagesordnung, bis hin zu unserem eigenen Verhalten in wissenschaftlichen Streitgesprächen. Vermeintliche Provokationen durch Rangniedere werden umgehend geahndet.

Dominanzhierarchien sind bei Mädchen und Frauen ungleich weniger bedeutsam. Mädchen ordnen ihre Gruppenstrukturen nach Beliebtheithierarchien. Das Mädchen will in seiner Bezugsgruppe nicht die Beste sein, sondern sie will beliebt sein.

Der Lohn für die riskanten männlichen Verhaltensweisen wurde immer wieder von der weiblichen Seite bereitgestellt, wie wir noch heute an den erstaunlich kulturuniversalen menschlichen Geschlechtspartnerpräferenzen ablesen können (Buss 1989): Männer bevorzugen überall schöne Frauen. Andere Kriterien wie Intelligenz, Reichtum, Persönlichkeitsmerkmale sind für Männer eher nachrangig. Frauen hingegen bevorzugen Männer nach vielfältigeren Kriterien. Im Vordergrund stehen die sozioökonomischen Ressourcen des Mannes. Männer müssen etwas darstellen und eine gesicherte Existenz bieten, um zu gefallen. Was eine ökonomische Ressource ist, definiert der gesellschaftliche Kontext.

Nun ein wichtiger Aspekt: In allen Kulturen gefallen zudem selbstsichere und durchsetzungswillige Männer, also solche, die in ihrer Männerwelt etwas darstellen. Nach außen stark, innerhalb der Zweierbeziehung aber liebevoll soll der Mann sein. Softies sind nicht gefragt. Die Männer mühen sich, einen entsprechenden Ruf zu erlangen und sich dem anderen Geschlecht entsprechend zu präsentieren, auch unter Einsatz vielfältiger Täuschungen (Sommer 1992).

Vor diesem grob gezeichneten Hintergrund wird die wohl häufigste Ursache für Totschlag verständlich: Zwei junge Männer geraten aus nichtigem Anlaß in Streit, dann geht es um Provokation und Ehre, andere junge Männer sind anwesend, der Streit eskaliert und endet mit dem Tod eines Kontrahenten. Nach der Analyse von Daly und Wilson (1988) waren und sind diese trivialen Streitereien der häufigste Anlaß von Mann-Mann-Totschlag, häufiger noch als kriegsbedingte Tötungen.

Diesem kurzen Abriß einer evolutionstheoretischen Analyse sind noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Aus evolutionspsychologischer Sicht ist eine isolierte Betrachtung von Aggression verkürzt. Gewaltanwendung muß im Kontext einer evolutionär ebenso bedeutsamen Gegenstrategie betrachtet werden, dem altruistischen Verhalten. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist das jeweilige Kosten-Nutzen-Verhältnis, das wiederum von der Wahrscheinlichkeit von Vergeltung für altruistisches oder aggressives Verhalten abhängt (Axelrod 1984). In einer Population von lauter friedfertigen Individuen, die nicht über die Option von Gegenwehr oder Vergeltung verfügen, hat ein einzelnes aggressives Individuum einen Reproduktionsvorteil, aber nur bis zu einem ausbalancierten Punkt, der von dem jeweiligen Kosten-Nutzen-Verhältnis bestimmt wird. Je wahrscheinlicher aggressive Gegenwehr, desto vorteilhafter wird die Unterlassung von Aggression. In diesem Spannungsverhältnis einer sog. evolutionär stabilen Mischstrategie (Maynard Smith 1974) entwickelte sich die Ritualisierung von Aggression.

Neben der Rivalenaggression im intrasexuellen Wettbewerb kann Aggression Ressourcen und Gefahrenabwehr sichern. Hier scheinen geschlechtsspezifische Unterschiede weniger generell. Andererseits ist der Zusammenhang zwischen Aggression und Sexualität höchst geschlechtsspezifisch. Der Zusammenhang zwischen Aggression und Kooperation ist bedeutsam und verwickelt, weil Kooperation sowohl Gegenspieler als auch Mitspieler bei Aggression sein kann. Immerhin gehören kooperative Aggressionsformen zu den brutalsten Gewaltanwendungen überhaupt. Schließlich sei noch auf den wichtigen Zusammenhang zwischen Aggression einerseits und Risikobereitschaft und Abwechslungssuche verwiesen. Das sozialpsychologische Risikoschubphänomen (Kogan & Wallach 1964) beschreibt die Beobachtung, daß in Gruppen riskantere Entscheidungen gefällt werden als von einzelnen. Dieses Phänomen gilt aber nur für männliche Gruppen (Johnson, Stemler & Hunter 1977). Koalitionen von

mittellosen jungen Männern beachten weniger die möglichen Risiken bei der Einschätzung von Erfolgchancen als Frauen. Die gefährlichen, konfrontationsfreudigen und wettbewerbsorientierten Interaktionen von schulleistungsschwachen Schülern und von männlichen Jugendlichen und jungen Männern, typischerweise unverheiratet und ohne ausreichende Einkünfte, sind eine Manifestation des Wettbewerbes um reproduktiven Status (Mesquida & Wiener 1996). Als ein extremes Beispiel ressourcen-armer junger Männer, die mit kooperativer Aggression reproduktiven Status anstreben, kennen wir die Bandenaktivitäten in Slums.

Der Befund eines klassischen Aggressionsexperimentes spricht evolutionstheoretisch für sich selbst. Hokanson und Burgess (1962) haben die Bedingungen der „emotionalen Katharsis“ nach provokationsinduzierten Aggressionsäußerungen untersucht. Emotionale Katharsis bezeichnet das Gefühl der Erleichterung oder Entspannung, das manche empfinden, wenn sie eine Provokation aggressiv beantworten. Als Maß dieser Erleichterung wurde das Absinken des systolischen Blutdruckes bei studentischen Versuchsteilnehmern erhoben. Sinkt der Blutdruck ab, fühlen sich die Versuchsteilnehmer erleichtert, bleibt er hoch, fühlen sie sich weiterhin „geladen“. Erleichterung fühlten die männlichen Teilnehmer nach physischer Aggression (späteres Austeilen von Elektroschocks an den provokanten vermeintlichen Versuchsleiter) sowie nach verbaler Aggression (abwertendes Rating des Versuchsleiters), nicht aber nach imaginärer Aggression (Geschichten mit Abstrafthematik zu vorgelegten Bildern erzählen). Die weiblichen Teilnehmer hingegen fühlten sich erleichtert, wenn sie die Provokation nicht-aggressiv beantworteten. Die emotionale Katharsis der männlichen Teilnehmer wurde aber nur dann beobachtet, wenn der provozierende Versuchsleiter als Student vorgestellt worden war. War der Versuchsleiter angeblich Professor, stellte sich auch bei den Männern das Gefühl der Erleichterung eher nach Aggressionsunterlassung ein. Nur im Kontext von zwei statusähnlichen Männern, die um Dominanz rangeln, schafft die aggressive Äußerung ein gutes Gefühl der Genugtuung.

Betrachten wir nun die eingangs vorgestellten Ergebnisse über Geschlechterunterschiede und Heritabilität von Aggression aus evolutionstheoretischer Perspektive. Bei offenen und schweren körperlichen Aggressionen ist der Geschlechterunterschied am deutlichsten. Zum einen sind bei diesen Aggressionsformen die Erhebungsverfahren eher zuverlässig und valide als bei indirekten und verborgenen, aber diese Aggressionsformen zeigen auch eine größere Wirkung im Statusgerangel und erscheinen gehäuft mit der männlichen Pubertät. Anwesenheit von Mitkonkurrenten aggraviert männliche Aggression. Es gibt einen ‘harten Kern’ von auffälligen männlichen Personen. Melzer, Schubarth und Tillman (1995) stellen in ihrer sehr guten Darstellung des aktuellen Forschungsstandes fest, daß der „Kreis der ‘Gewaltausübenden’ relativ klein zu

sein (scheint), überwiegend männlich, aus mittleren Klassenstufen, eher leistungsschwach und stark cliquenorientiert“ (S. 28).

Schon zu Zeiten der Sammlerinnen und Jäger konnten die einzelnen Gruppen davon profitieren, auch einige Männer zu haben, die im Konfliktfall Kampf und Risiko nicht scheuten, diese dann auch entsprechend zu tolerieren und für ihre Taten mit Anerkennung zu entlohnen, was sich für die betroffenen Helden genreproduktiv auszahlte. Bei den männlichen Yanomamö ist es heute noch so: Wer viele Narben aus Zweikämpfen trägt, hat mehr Nachkommen; Aggressionserfolg übersetzt sich in sexuellen, maritalen und reproduktiven Erfolg (Chagnon 1988).

Aggressionsopfer sind häufiger männlich als weiblich, mit Ausnahme von Opfern männlicher sexueller Eifersucht und Vergewaltigung, die ihrerseits wiederum genreproduktive Ursprünge haben (Buss 1994; Thornhill & Thornhill 1983). Die Geschlechterunterschiede in Aggression haben sich in den westlichen Gesellschaften trotz androgyner Ideale in den letzten Jahrzehnten nicht verändert.

Die evolutionäre Geschichte gibt eine Grundstruktur für die individuelle Lebensgeschichte vor. Sie stellt - metaphorisch gesprochen - Unebenheiten, Verformungen, Verhärtungen, Spuren oder Rillen in der eben nicht leeren Wachstafel dar. Vielmehr nimmt die Wachstafel manche Zeichen leichter auf als andere. Lernen ist nicht beliebig, und Nachahmung ist hochselektiv. Geschlechts- und altersunterschiedliche Wahrnehmungsschwellen, Lernbereitschaften und Präferenzen sind einige Mechanismen, in denen vorgegebene Grundstrukturen durchscheinen. Der Sozialisationsprozeß im weiteren Sinne hat irgendwo in grauer Vorzeit begonnen und wird in der Lebensgeschichte in der Auseinandersetzung zwischen Individuum und sozialer Umwelt aktualisiert und an die jeweiligen individuellen Verhältnisse angepaßt. Diese ontogenetische Anpassungsleistung wird anscheinend weniger in der familiären Sozialisation durch elterliche Instruktionen und Vorbilder geleistet, sondern vorrangig durch Selbstsozialisation im Umgang mit außerfamiliären Gleichaltrigen. Bei diesem Umgang spielen wohl eher Gruppenprozesse als dyadische Interaktionen die prägende Rolle.

Literatur

- Alexander, R. D.: The biology of moral systems. New York, NY: Aldine de Gruyter 1987
- Anderson, K. E., Lytton, H., & Romney, D. M.: Mothers' interactions with normal and conduct-disordered boys: Who affects whom? *Developmental Psychology*, 22. 1986, pp. 604 - 609
- Anastasi, A.: Heredity, environment, and the question „How?“. *Psychological Review*, 65. 1958, pp. 197 - 208
- Asendorpf, J.: *Keiner wie der andere*. München: Piper 1988
- Asendorpf, J.: *Psychologie der Persönlichkeit*. Berlin: Springer 1996
- Axelrod, R.: *The evolution of cooperation*. New York, NY: Basic Books 1984
- Barash, D. P.: *Soziobiologie und Verhalten*. Berlin: Parey 1980 [*Sociobiology and behavior*. New York, NY: Elsevier 1977]
- Barash, D. P.: *Das Flüstern in uns*. Frankfurt a. M.: Fischer 1981 [*The whisperings within*. New York, NY: Harper & Row 1977]
- Baron, R. A., & Richardson, D. R.: *Human aggression* (2nd. ed.). New York, NY: Plenum Press 1994
- Bernhard, J. G.: *Primates in the classroom. An evolutionary perspective on children's education*. Amherst, MA: Univ. of Massachusetts Press 1988
- Birbaumer, N. & Schmidt, R. F.: *Biologische Psychologie* (3. Aufl.). Berlin: Springer 1996
- Bischof-Köhler, D.: Geschlechtstypische Besonderheiten im Konkurrenzverhalten: Evolutionäre Grundlagen und entwicklungspsychologische Fakten. In: G. Krell & M. Osterloh (Hrsg.): *Personalpolitik aus der Sicht von Frauen - Frauen aus der Sicht der Personalpolitik*. München: Hampp 1993, S. 251 - 281
- Borkenau, P.: *Anlage und Umwelt*. Göttingen: Hogrefe 1993
- Bruun, K., Markkanen, T., & Partanen, J.: *Inheritance of drinking behavior, a study of adult twins*. Helsinki: The Finnish Foundation for Alcohol Research 1966
- Buss, D.: *Die Evolution des Begehrens*. Hamburg: Kabel 1994 [*The evolution of desire*. New York, NY: Basics 1994]
- Buss, D. M.: Sex differences in human mate preferences: Evolutionary hypothesis tested in 37 cultures. *Behavioral and Brain Sciences*, 12. 1989, pp. 1 - 49
- Canter, S.: Personality traits in twins. In: G. Claridge, S. Canter, & W. I. Hume (Eds.): *Personality differences and biological variations*. New York, NY: Pergamon 1973, pp. 21 - 51
- Cates, D. S., Houston, B. K., Vavak, C. R., Crawford, M. H., & Uttley, M.: Heritability of hostility-related emotions, attitudes, and behavior. *Journal of Behavioral Medicine*, 16. 1993, pp. 237 - 256
- Chagnon, N. A.: Life histories, blood revenge, and warfare in a tribal population. *Science*, 239. 1988, pp. 985 - 992
- Coccaro, E. F., Bergeman, C. S., & McClearn, G. E.: Heritability of irritable impulsiveness: A study of twins reared together and apart. *Psychiatric Research*, 48. 1993, pp. 229 - 242

- Collaer, M. L., & Hines, M.: Human behavioral sex differences: A role for gonadal hormones during early development? *Psychological Bulletin*, 118. 1995, pp. 55 - 107
- Daly, M., & Wilson, M.: *Sex, evolution, and behavior* (2nd. ed.). Belmont, CA: Wadsworth Publishing Co. 1983
- Daly, M., & Wilson, M.: *Homicide*. New York, NY: de Gruyter 1988
- Dawkins, R.: *Das egoistische Gen* (2. Aufl.). Heidelberg: Spektrum. 1994 [The selfish gene. Oxford: Oxford University Press, 1976]
- Eagly, A. H., & Steffen, U. J.: Gender and aggressive behavior: A meta-analytic review of the social psychological literature. *Psychological Bulletin*, 100. 1986, pp. 309 - 330
- Edelbrock, C., Rende, R. D., Plomin, R., & Thompson, L. A.: A twin study of behavior problems in early adolescence. *Behavior Genetics*, 22 (abstr.).1992
- Edelbrock, C., Rende, R. D., Plomin, R., & Thompson, L. A.: A twin study of competence and problem behavior in childhood and early adolescence. *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines*, 36. 1995, pp. 775 - 785
- Euler, H. A., & Weitzel, B.: Discriminative grandparental solicitude as reproductive strategy. *Human Nature*, 7. 1996, pp. 39 - 59
- Fagot, B. I.: The influence of sex of child on parental reactions to toddler children. *Child Development*, 49. 1978, pp. 459 - 465
- Fagot, B. I.: Beyond the reinforcement principle: Another step toward understanding sex role development. *Developmental Psychology*, 21. 1985, pp. 1097 - 1104
- Frodi, A., Macaulay, J., & Thome, P. R.: Are women always less aggressive than men? A review of the experimental literature. *Psychological Bulletin*, 84. 1977, pp. 634 - 660
- Gelles, R. J., & Lancaster, J. B.: (Eds.). *Child abuse and neglect*. New York, NY: de Gruyter 1987
- Ghodsian-Carpey, J., & Baker, L. A.: Genetic and environmental influences on aggression in 4- to 7-year-old twins. *Aggressive Behavior*, 13. 1987, pp. 173 - 186
- Harris, J. R.: Where is the child's environment? *Psychological Review*, 102. 1995, pp. 458 - 489
- Heitmeyer, W., Collmann, B., Conrads, J., Matuschek, I., Kraul, D., Kühnel, W., Möller, R. & Ulbrich-Hermann, M.: *Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus*. Weinheim: Juventa 1995
- Hokanson, J., & Burgess, M.: The effects of three types of aggression on vascular processes. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 65. 1962, pp. 446 - 449
- Huesmann, L. R., Eron, L. D., Lefkowitz, M. M., & Walder, L. O.: Stability of aggression over time and generations. *Developmental Psychology*, 20. 1984, pp. 1120 - 1134

- Hurrelmann, K.: Aggression und Gewalt in der Schule. In W. Schubarth & W. Melzer (Hrsg.), *Schule, Gewalt und Rechtsextremismus*. Opladen: Leske & Buderich 1995, S. 39 - 50
- Hyde, J. S.: How large are gender differences in aggression? A developmental meta-analysis. *Developmental Psychology*, 30. 1984, pp. 722 - 736
- Hyde, J. S.: Gender differences in aggression. In J. S. Hyde & M. C. Linn (Eds.), *The psychology of gender*. Baltimore, MD: The John Hopkins University Press 1986, pp. 51 - 66
- Johnson, N. R., Stemler, J. G., & Hunter, D.: Crowd behavior as risky shift: Laboratory experiment. *Sociometry*, 40. 1977. pp. 183 - 187
- Knight, G. P., Fabes, R. A., & Higgins, D. A.: Concerns about drawing causal inferences from meta-analyses: An example in the study of gender differences in aggression. *Psychological Bulletin*, 119. 1996, pp. 410 - 421
- Kogan, N., & Wallach, M. A.: *Risk taking: A study in cognition and personality*. New York, NY: Holt, Rinehart and Winston 1964
- Loehlin, J. C., & Nichols, R. C.: *Heredity, environment, and personality*. Austin, TX: University of Texas Press 1976
- Lorenz, K.: *Das sogenannte Böse*. Wien: Borotha-Schoeler 1963
- Lytton, H., & Romney, D. M.: Parents' differential socialization of boys and girls: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 109. 1991, pp. 267 - 296
- Maccoby, E. E.: Gender and relationships: A developmental account. *American Psychologist*, 45. 1990, pp. 513 - 520
- Maccoby, E. E., & Jacklin, C. N.: Sex differences in aggression: A rejoinder and reprise. *Child Development*, 51. 1980, pp. 964 - 980
- Maccoby, E. E., & Martin, J. A.: Socialization in the context of the family: Parent-child interaction. In: P. H. Mussen (Series Ed.) & E. M. Hetherington (Vol. Ed.): *Handbook of child psychology: Vol. 4. Socialization, personality, and social development (4th ed.)*. New York, NY: Wiley 1983, pp. 1-101
- Marcus, D. E., & Overton, W. F.: The development of cognitive gender constancy and sex role preferences. *Child Development*, 49. 1978, pp. 434 - 444
- Mason, D. A., & Frick, P. J.: The heritability of antisocial behavior: A meta-analysis of twin and adoption studies. *Journal of Psychopathology and Behavioral Assessment*, 16. 1994, pp. 301 - 323
- Maynard Smith, J.: The theory of games and the evolution of animal conflict. *Journal of Theoretical Biology*, 47. 1974, pp. 209 - 221
- Mesquida, C. G., & Wiener, N. I.: Human collective aggression: A behavioral ecology perspective. *Ethology and Sociobiology*, 17. 1996, pp. 247 - 262.
- Melzer, W., Schubarth, W., & Tillman, K.-J.: Gewalt in der Schule: zum Forschungsstand eines (wieder) aktuellen Themas. In W. Schubarth & W. Melzer (Hrsg.), *Schule, Gewalt und Rechtsextremismus*. Opladen: Leske & Buderich 1995, S. 15 - 38
- Miles, D. R., & Carey, G.: Genetic and environmental architecture of human aggression. *Journal of Personality and Social Psychology*, 72. 1997, pp. 207 - 217
- Miller, J. B.: Women's and men's scripts for interpersonal conflict. *Psychology of Women Quarterly*, 15. 1991, pp. 15 - 29

- Money, J., & Ehrhardt, A. A.: Man and woman. Boy and girl. Differentiation and dimorphism of gender identity from conception to maturity. Baltimore, MD: The John Hopkins University Press. 1972 (dt. Männlich - weiblich. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1975)
- Nicholls, J. G.: Causal attributions and other achievement-related cognitions: Effects of task-outcome, attainment, value, and sex. *Journal of Personality and Social Psychology*, 31. 1975, pp. 379 - 398
- Nickel, H. & Schmidt-Denter, U.: Sozialverhalten von Vorschulkindern. München: Ernst Reinhardt 1980
- Niebel, G., Hanewinkel, R. & Ferstl, R.: Gewalt und Aggression in schleswig-holsteinischen Schulen. *Zeitschrift für Pädagogik*, 39. 1993, S. 775 - 798
- O'Brien, M., & Huston, A. C.: Development of sex-typed play behavior in toddlers. *Developmental Psychology*, 21. 1985, pp. 866 - 871
- O'Connor, M., Foch, T. T., Sherry, T., & Plomin, R.: A twin study of specific behavioral problems of socialization as viewed by parents. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 8. 1980, pp. 189 - 199
- Olweus, D.: Stability of aggressive reaction patterns in males: A review. *Psychological Bulletin*, 86. 1979, pp. 852 - 875
- Olweus, D.: Familial and temperamental determinants of aggressive behavior in adolescent boys: A causal analysis. *Developmental Psychology*, 16. 1980, pp. 644 - 600
- Oord, E. J. G. van den, Boomsma, D. I., & Verhulst, F. C.: A study of problem behaviors in 10- to 15-year-old biologically related and unrelated international adoptees. *Behavior Genetics*, 24. 1994, pp. 193 - 205
- Owens, D., & Sines, J. O.: Heritability of personality in children. *Behavior Genetics*, 1. 1970, pp. 235 - 248
- Patterson, C. J.: Children of lesbian and gay parents. *Child Development*, 53. 1992, pp. 310 - 321
- Plomin, R., Foch, T. T., & Rowe, D. C.: Bobo clown aggression in childhood: Environment, not genes. *Journal of Research in Personality*, 15. 1981, pp. 331 - 342
- Plomin, R., & McClearn, G. E.: Nature, nurture, and psychology. Washington, DC: American Psychological Association 1993, Eds.
- Plomin, R., McClearn, G. E., Pedersen, N. L., Nesselroade, J. R., & Bergeman, C. S.: Genetic influence on childhood family environment perceived retrospectively from the last half of the life span. *Developmental Psychology*, 24. 1988, pp. 738 - 745
- Plomin, R., Nitz, K., & Rowe, D. C.: Behavioral genetics and aggressive behavior in childhood. In M. Lewis & S. Miller (Eds.), *Handbook of developmental psychopathology*. New York, NY: Plenum 1990, pp. 119 - 133
- Plomin, R., Owen, M. J., & McGuffin, P.: The genetic basis of complex human behaviors. *Science*, 264. 1994, pp. 1733 - 1739
- Rushton, J. P., Fulker, D. W., Neale, M. C., Nias, D. K. B., & Eysenck, H. J.: Altruism and aggression: The heritability of individual differences. *Journal of Personality and Social Psychology*, 50. 1986, pp. 1192 - 1198

- Scarr, S.: Genetic factors in activity motivation. *Child Development*, 37. 1966, pp. 663 - 673
- Scarr, S., & McCartney, K.: How people make their own environment: A theory of genotype→environment effects. *Child Development*, 54. 1983, pp. 424 - 435.
- Seligman, M. E. P.: *What you can change and what you can't*. New York, NY: Fawcett Columbine 1993
- Serbin, L. A., Powlishta, K. K., & Gulko, J.: The development of sex typing in middle childhood. *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 58 (2, Serial No. 232) 1993
- Smuts, B.: The evolutionary origins of patriarchy. *Human Nature*, 6. 1995, pp. 1 - 32
- Sommer, V.: *Lob der Lüge*. München: Beck 1992
- Stayton, D. J., Hogan, R., & Ainsworth, M. D. S.: Infant obedience and maternal behavior: The origins of socialization reconsidered. *Child Development*, 42. 1971, p. 1057 - 1069
- Thornhill, R., & Thornhill, N.: Human rape: An evolutionary analysis. *Ethology and Sociobiology*, 4. 1983, pp. 63 - 99
- Tellegen, A., Lykken, D. T., Bouchard, T. J., Wilcox, K. J., Segal, N. L., & Rich, S.: Personality similarity in twins reared apart and together. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54. 1988, pp. 1031 - 1039
- Trautner, H. M.: *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie*, Bd. 2: Theorien und Befunde. Göttingen: Hogrefe 1991
- Vandenberg, S. G.: Heredity factors in normal personality traits (as measured by inventories). In J. Wortis (Ed.), *Recent advances in biological psychiatry*. New York, NY: Plenum Press 1967, pp. 65-104
- Vandenberg, S. G., Stafford, R. E., & Brown, A. M.: The Louisville twin study. In S. G. Vandenberg (Ed.), *Progress in human behavior genetics*. Baltimore, MD: The John Hopkins Press 1968, pp. 153 - 204
- Vogel, C.: *Vom Töten zum Mord*. München: Hanser 1989
- Voland, E.: *Grundriß der Soziobiologie*. Stuttgart: Fischer 1993
- Weinraub, M., Clemens, L. P., Sockloff, A., Ethridge, T., Gracely, E., & Myers, B.: The development of sex role stereotypes in the third year: Relationships to gender labeling, gender identity, sex-typed toy preferences, and family characteristics. *Child Development*, 55. 1984, pp. 1493 - 1503
- Wilson, J. Q., & Herrnstein, R. J.: *Crime and human nature*. New York, NY: Simon & Schuster 1985
- Zumkley, H.: Stability of individual differences in aggression. In A. Fraczek & H. Zumkley (Eds.), *Socialization and aggression*. New York, NY: Springer 1992, pp. 45-57
- Zumkley, H.: The stability of aggressive behavior: A meta-analysis. *German Journal of Psychology*, 18. 1994, pp. 273 - 281

Anschrift des Autors: Prof. Harald A. Euler, Ph. D., Universität Gesamthochschule Kassel, FB 03 Fachrichtung Psychologie, Holländische Str. 36-38, 34127 Kassel, Tel. 0561-804-3577, Fax 804-3586, Mail euler@psychologie.uni-kassel.de.

Vortrag publiziert als: Euler, H. A. (1997). Geschlechtsspezifische Unterschiede und die nicht erzählte Geschichte in der Gewaltforschung. In H. G. Holtappels, W. Heitmeyer, W. Melzer und K.-J. Tillman (Hrsg.), *Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention* (S. 191-206). Weinheim: Juventa. (2. Aufl. 1999)

